

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 5 (1915)  
**Heft:** 50

**Artikel:** Der ertrunkene Fridolin [Fortsetzung]  
**Autor:** Zahn, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-645060>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 50 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

11. Dezember

## Nächtliche Vision.

(Zum Schwerverwundeten-Austausch, der am 1. Dezember wieder begonnen hat.)

Von Anna Burg.

Dicht am vielbefahr'nen Schienenstrang  
Steht ein troß'ger Baum jahrhundertlang,  
Einem Hüter gleich ans Tor gelehnt,  
Wo ein Gartenland sich friedlich dehnt;  
Wenn der Wind durch seine Zweige zieht  
Singt er mir der gold'nen Jugend Lied.  
Überwältigt oft von Sonnenpracht  
Hab' ich bei dem Freunde Raß gemacht,  
In verlor'ne süße Träumerei'n  
Hüllte mich sein leises Raunen ein.  
Und die Stille rings war seltsam tief,  
Bis ein Beben durch die Schienen lief,  
Bis ein rauchumfüllter, langer Zug  
Brausend Leid und Glück vorübertrug.  
Da und dort am Fenster ein Gesicht,  
Hier ein ernstes, dort ein Hoffnungslicht,  
Und erwacht aus meiner Träumerei  
Sann ich, was das Schicksal alles sei,  
Doch sekundenrasch entfloß der Zug,  
Der mir eine Welt vorübertrug,

Sern erstarb der Räder Melodie,  
Sommerträume, ich vergeß euch nie.

In das ferne, sanfte Morgenlicht  
Drängt' sich jetzt ein düster Nachtgesicht,  
Eine rätselschwere fremde Macht  
Schwebte um den Baum die Mitternacht,  
Hüllte mich in seltsam tiefen Bann,  
Bis ein Beben durch die Schienen rann,  
Bis ein rauchumhüllter, langer Zug  
Leid — nur Leid an mir vorübertrug.  
Eine Fensterreihe, rot erhellt,  
Weiße Lagerstätten, dicht gesellt,  
Lebenstrümmer und gebrochenes Glück  
Kehrten nach dem Heimatland zurück.  
Doch sekundenrasch entfloß der Zug,  
Der mir eine Welt vorübertrug.  
Sern erstarb der Räder Melodie. —  
Düstres Nachtbild, ich vergeß dich nie!

## Der ertrunkene Fridolin.

Von Ernst Zahn.

II.

Ja, ja, ja, der andere Tag!  
Und die anderen Tage!

Die Rosa war immer zuerst auf. Es war ihr einfach keine Morgenstunde zu früh. Fridolin war doch auch kein Siebenschläfer, aber es half nichts. Mochte er noch so bei Zeiten erwachend den Tag anblinzeln, immer war das Nachbarbett schon leer. Auch stand die Rosa so wetterleise auf, daß sie ihn niemals weckte.

Im Anfang war es ihnen ein Anlaß zu Scherz.

„Du Murrekier,“ neckte die Rosa, wenn er sie in den ersten Tagen zu einem Gutenmorgenkuß erwischte. Einmal aber hatte sich im Stall ein fremdes Pferd, das da für

die Nacht eingestellt war, losgemacht und den Braunen der Brückenwirtin durch einen Hufschlag verletzt. Da traf den Fridolin, der wie gewohnt eine halbe Stunde hinter der Rosa war, ein Donnerwetter, das mit den Worten begann: „Man muß eben nicht den halben Tag verschlafen, wenn man im Hause etwas nützen will.“

Fridolin sperrte seine blauen Augen weit auf. Er war so überrascht, daß er keine Erwiderung fand. Er brummte etwas und begab sich an seine Arbeit; aber den ganzen darauffolgenden Tag war er mit dem Kopf nicht recht bei dem, was die Hände verrichteten. Er dachte nach, was sonst nicht seine Lieblingsbeschäftigung war, und wenn Frau Rosa ihm begegnete, so folgte er ihr heimlich mit den Blicken.

Es zeigte sich, daß bisher auch seine Seele im Siebenschlase gelegen und nur langsam und blinzelnd, wie er selber am Morgen, erwachte. Ja, bist du so eine? dachte er hinter der Rosa her. Dabei fiel ihm zum erstenmal auf, daß an ihrem hübschen Munde zwei kurze, scharfe Hautschnitte waren, die einen bösen Ausdruck in das Gesicht brachten. Auch kam sie ihm merkwürdig alt vor. An diesem Tag entdeckte er ferner, daß die Rosa eine Stimme hatte wie Weitschenknaall und daß die brüchige Mutter ihr einfach nichts recht machen konnte. Wenn er das früher gehört hatte, so nahm er jetzt zum erstenmal daran Anstoß. Von dem innern Aerger, den er trug, kam es aber nicht zu Worten. Er war überhaupt kein Redner, sondern ein Brummer und In sich hineinwürger und so schimpfte er denn nur so für sich selber und ohne rechten Zusammenhang, je nachdem ihm wieder etwas Leidens auftrug. So kam ihm zum Beispiel der Gedanke, es liege darin, daß Rosa am Morgen so kagenleise aus der Kammer schlich, Falschheit und Schadenfreude. Und abermals studierte er hinter ihr her: Ja — so — bist du so eine?

Nun kam ein seltsames Wesen zwischen die beiden Ehegatten. Die zwei Zusammengespannten begannen einander auszustudieren. Die Rosa hatte den Fridolin aus wirklicher Liebe geheiratet, aber sie mußte mit dem falschen Bein auf die Welt gekommen sein; denn sie hatte einen so dornigen Charakter, daß der Klügste und Geduldigste sich daran hätte stechen müssen. Ihr, die sich jeden Zorn von der Leber redete, war das müderige Wesen Fridolins unbegreiflich. Bald plagte sie auch die Eifersucht; denn kurze Zeit nach der Hochzeit schon fielen ihr die zwei Jährchen ein, die sie älter war als der Fridolin, und das plagte sie, als ob sie einen Fischgrat verschluckt hätte. Nicht daß Fridolin ein Weiberheld gewesen wäre, aber mit seinem Hang zu Scherz und Fröhlichkeit neckte er eben dann und wann auch ein Mädchen, das ihm in den Weg lief, und derlei störte die Rosa und machte sie wild und verdrießlich. Aus dem Verdruß ist aber ein schweres Herauskommen, und wen er auf zuleidwerkerische Gedanken bringt, in dessen Nähe ist nicht gut leben.

In das Gasthaus zur Brücke zog der Unfriede ein. Das Zanfen ging an. Die Rosa dämpfte dabei die Stimme nicht, so daß gleich das ganze Dorf hören konnte, wenn sie böse war. Fridolin pflegte wenig zu entgegnen, aber sie hatte scharfe Ohren und verstand es wohl, wenn er zwischen den Zähnen ein Wort murmelte, das alles andere denn eine Schmeichelei für sie war. Manchmal bekam er auch den Koller, lief aus dem Stall oder vom Feld oder wo er gerade an der Arbeit gestanden, fort nach der alten Heimat zu seiner Mutter und der blonden Margrit oder am heiterhellen Werktag ins Wirtshaus, von wo er nicht immer ganz nüchtern heimkam.

„Wirst du auch noch liederlich, du Duämäuser,“ schimpfte die Rosa.

Er schaute auf ihre beweglichen Lippen und bemerkte, daß ihr kleine schwarze Härchen darauffstanden. Die mochten längst dort gewesen sein; aber eineweg störten sie ihn erst heute und mißfielen ihm außerordentlich. Bald nachher kam ihm vor, die Rosa habe eine Nase so spitz wie ein Specht schnabel. Eines Tages begriff er schon nicht, wie er auf die

Frau hatte verfallen können. Eines zweiten späteren Tages hatte er nicht nur heimlichen Grimm, sondern eine offene Abneigung gegen sie im Leibe. Desto besser gefiel es ihm wieder daheim bei der Mutter und bei — der Margrit. Sapperment, wie die sich streckte! Und Zöpfe hatte sie did und schwer und hell und Augen, als ob sie sie mit Liebe heizte. Es begannen auch schon Kameraden nach ihr auszublicken, bei ihr stillzustehen, an Sonntagen zu ihr in die Stube zu hoden. Herrgott! Herrgott! Fridolin schlug sich an die Stirn. Daß er ein solch baumhoher Narr gewesen war!

Nach einer Weile gebar die Abneigung gegen die Rosa eine Tochter, die Sehnsucht nach Freiheit. Aber was die katholische Kirche zusammenfügt, das ist nicht so leicht wieder auseinandergetötet, besonders, wenn der eine Teil nicht will. Und die Rosa wollte nicht.

Zwei Jahre nach der Hochzeit an einem Sonntagmorgen sprach Fridolin mit ihr. Ruhig, ja geradezu freundlich und demütig; denn er hatte über Nacht eine Hoffnung gefaßt, daß sie ihm auch zustimmen würde: „Sie wollten doch lieber wieder auseinandergehen.“

„Damit du die Margrit heiraten könntest, gelt?“ fuhr seine Frau ihn an. Der Zorn schlug ihm gleich zum Kopf heraus.

Eine ruhige Unterredung war damit verunmöglicht. Es gab kein Hin und Wider, Erwägen und Ueberlegen. Rosa fiel so mit Vorwürfen über Fridolin her, daß der seine Gründe nicht anzubringen vermochte. Nun setzte er seinen schlimmsten Steckkopf auf, und das Ergebnis war schließlich, daß sie übler zusammenlebten, als zuvor.

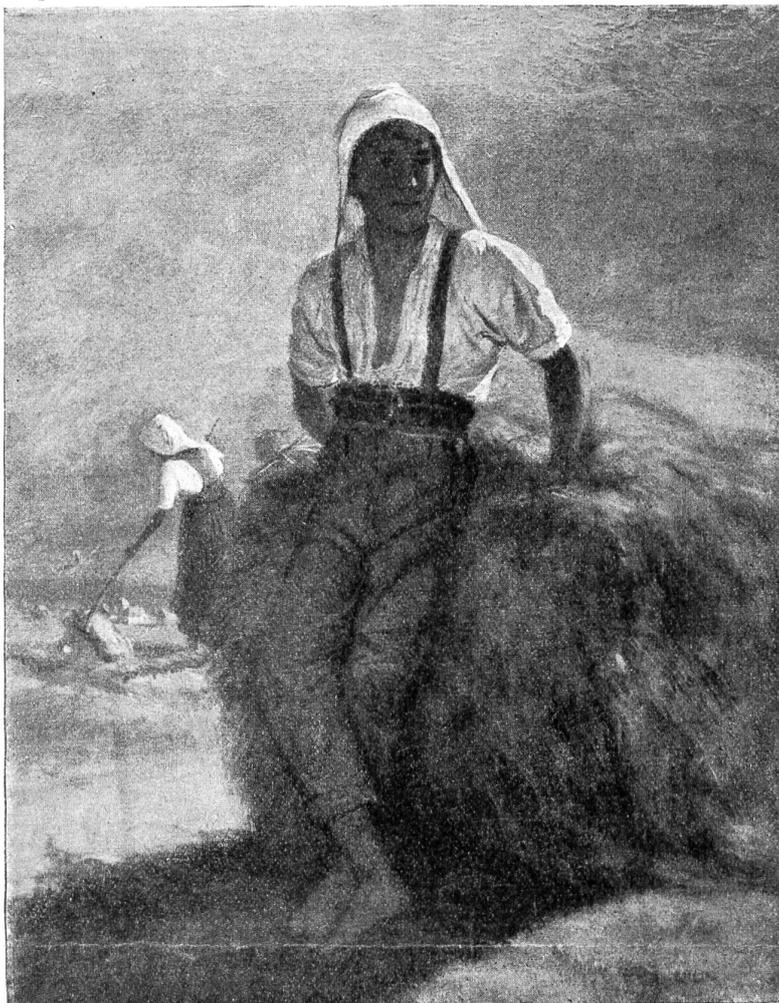
Der Gedanke, daß er sich hatte von ihr trennen wollen, stach die Rosa wie ein Dorn und selbst in den wenigen friedlichen Tagen, da sie versuchten, miteinander freundlich zu sein, vergällte er ihr die Laune und ließ sie jeden Anlauf seinerseits zu freundlicherem Verkehr mit Vorwürfen erwidern. Es wurde ein Höllenleben. Sie waren beide todunglücklich und jedes machte das andere dafür verantwortlich. Aber Fridolin fraß seine Wut in sich hinein und die Rosa ließ sie in bösen Worten auf ihn niederhageln. Sie war gleichsam in einer immerwährenden Erregung; denn hinter ihrem Zorn war die Liebe und viel heimliche Angst, ihren Mann zu verlieren. Dennoch ließ sie sich immer wieder zu Bosheiten gegen ihn hinreißen. Sie versalzte ihm wissentlich das Essen, das sie ihm auf das Feld schickte, weil ihr beim Kochen der Gedanke kam, daß er sich hatte scheiden lassen wollen. Sie schloß die Kammer zu, wenn er abends einmal im Wirtshaus war und ließ ihn draußen eine lange Weile klopfen und schimpfen. Da sie die Kasse in Händen hatte und so ziemlich alle Einnahmen durch ihre Hand gingen, war es ihr ein Leichtes, ihn so knapp zu halten, daß es eines Tages seine eigene Mutter um ein Taschengeld ansprechen mußte.

Tag für Tag war der helle Krieg im Hause. Weil aber Fridolin, trotzdem er ein so strammer Soldat gewesen, zum Krieg viel zu viel Bequemlichkeit und Hang zur Gemüthlichkeit in den Knochen hatte, so befand er sich bald in vollem Rückzuge vor seiner streitbaren Ehehälfte, das heißt, er zog sich mehr und mehr in sich selbst zurück und wurde ein Kopfhänger und Seufzermann, der zuletzt keinen andern Gedanken mehr hatte, als den einen, wie er um jeden Preis

aus seinen Ketten käme. Aller Troß, der in seinem Charakter war — und er hatte davon nicht wenig — setzte sich auf den einen Punkt: Heraus willst du aus dem Elend. Nachdem alles Grübeln nichts nützte und er keine einzige Tür ins freie Leben zurück offen fand, bemerkte er schließlich ein kleines schwarzes Türlein, das ihm allerdings einen Ausweg verhieß. Zuerst bekam er Herzklopfen, als er es sah, und wendete den Blick hastig davon ab. Dann tauchte es immer wieder vor seinen Augen auf, nur das eine und gar kein anderes. Und nun begann er es mit einer Art verzweiflungsvoller Entschlossenheit näher und näher zu betrachten. Da ging es hinaus, aus der Ehe, aus dem ewigen Gezänk, aus — dem Leben hinaus. Fridolin wurde immer melancholischer. Er beschloß zu sterben. Nein, er wußte, daß er sterben mußte, daß es gar keine andere Wahl gab, sich aus dem irdischen Fegfeuer zu erlösen. Er verbohrt sich in den Gedanken und beschäftigte sich dann eine Weile damit, die verschiedenen Todesarten, die ihm möglich waren, durchzumustern.

Mit einer solchen Musterung war er einmal beschäftigt, als er beim Abendbrot in einer Wiese saß, auf welcher er das Heu gewendet hatte. Er war barfuß und hatte nur Hose und Hemd an. Die Sonne streichelte ihm mit einem milden abendlichen Lichte das Gesicht und die braunen Arme, als ob sie ihn an die Schönheit der Welt erinnern wollte. Ein Apfelbaum streckte fruchtebeladene Äste über ihn hin und hielt Blätter und Zweige müdemäusstill, als lauschte er auf die Gedanken, die in des sitzenden Mannes Kopfe gingen. An Fridolins Rücken floß ein kleiner Bach vorbei und neben dem lief ein kleiner Feldweg hin. Weg und Bach waren gleich ruhig. In der Stunde zwischen Tag und Dämmerung fällt gerne eine große Schweigsamkeit auf die Welt.

Dem Fridolin wollte das Brot nicht schmecken, das ihm die Rosa vor einer Weile ohne Gruß unter den Baum gestellt hatte. Er sah ihr mürrisches Gesicht noch und es hatte allen Lebensüberdruß in ihm geweckt. Er könnte ja ins Wasser springen, dachte er. Oder ein Schuß aus dem Militärgewehr machte auch keine langen Umstände. Oder — ach — das Inswasserspringen war vielleicht das Beste. Er seufzte und hatte ein Herz zentnerschwer. Nun lieb er die



Feuer. Oelgemälde.

| Bes. Frau Elly Bernet, St. Gallen.

nächsten Wassergelegenheiten sich durch den Sinn gehen, die stille Reuß und die große Reuß und den wilden Schächen, der aber jetzt zu wenig Wasser hatte. Dann fiel ihm ein, daß es am sichersten wäre, wenn er tiefer im Gebirg irgendwo hineinspränge, wo die Wasser Riesenkräfte haben und ihre Beute in Wirbeln begraben, daß oft niemand sie mehr findet. Ja, ja! Er stellte sich alles genau vor. Auch wie es nachher sein würde, der Jammer seiner Mutter, das Gerede im Lande — die — die Margrit! Ein wenig wunderte er, was die Rosa für ein Gesicht machen würde.  
(Schluß folgt.)

## Emil Rittmeyer — ein Schweizer Maler.

Von Georg Küffer.

Vor vielen, vielen Jahren pinselte einstmal ein junger angehender Schweizermaler in München. Er befand sich eben allein im Atelier Kaulbachs, seines Lehrers. Es dämmerte. Da stürmte dessen zehnjähriges Töchterlein herein. Es floß vor zwei schlanken, gleichaltrigen Bübchen. Alle drei begannen, um die aufgestellten Staffeleien zu tollen. Der junge Malerlehrling wies sie zur Ruhe. Es fruchtete nichts. Da stellte er alle drei eigenhändig vor die Türe. — Eben kehrt der Meister zurück. Entsetzt! Die beiden Bübchen waren Prinzen. Der eine davon ist der jetzige greise Kaiser Franz Joseph, der andere war dessen Bruder, der unglück-

liche Kaiser Maximilian von Mexiko. Den jungen Maler ließ das Schicksal stillere Pfade wandeln, weit entfernt vom stürmischen Treiben des Lebens, unberührt auch von jeglichem genialen Stürmen und Drängen. Emil Rittmeyer war eine stille, gutmütige Künstlernatur, jedem äußerlichen Aufpuß abhold — einzig mit seinem inneren Reichtum lebend.

Wohl stieg er aus seiner stillen Heimat in die große Welt hinunter, um den Kampf des Lebens mitanzusehen. Doch was er heimbrachte, das waren stille, wertvolle Güter: aus München die Freundschaft mit Gottfried Keller, dem er gelegentlich aushalf, wenn er in Geldnöten steckte, und